

DIETER KRAMER

Die Jahrestagung des Deutschen Museumsbundes 13.-17.3.1974
in Frankfurt

Wenn man zum erstenmal an einer Jahrestagung teilnimmt, erscheint man mit einigen Hoffnungen bei diesem Verband: Handelt es sich doch um die repräsentative Organisation des deutschen Museumswesens, scheint doch durch neue Museen und Publikationen die Diskussion um Methodik und Konzeption des Museumswesens in Gang gekommen, und ist doch auch der die Museen weithin beherrschende Bereich der Kunstgeschichte seit einigen Jahren reich an interessanten Diskussionen.

Es kam anders. Die Diskussionen um das Historische Museum Frankfurt und das dortige Völkerkunde-Museum, in zwei Referaten der Arbeitssitzung "Das Museum in der Gesellschaft" beherrschendes Thema, in mehreren anderen Referaten angeschnitten, ferner Gegenstand von Besichtigungen, einführenden Kurzreferaten und Diskussionen in den Museen, blieben hinter allen Erwartungen zurück (oder übertrafen die schlimmsten). Unerfindlich ist daher, woher der (erste) Bericht der "Frankfurter Rundschau" die Behauptung nimmt, die Museumsleute seien nach Frankfurt gekommen, um u.a. das "didaktische Modell des Historischen Museums und die Konzeption des Völkerkundemuseums zu diskutieren"(Frankfurter Rundschau v. 15.3.1974). Was an Hauptreferaten dazu geboten wurde, schien eher der Auftakt zu einem geplanten offenen, nahezu verbandsoffiziellen Verdammungsurteil.

Arno Schönberger aus Nürnberg behauptet in seinem Referat, es gebe "besucherneutrale" Bestände und hat zum trivialen Wandschmuck weiter nichts zu sagen, als den banalen und von kunsttheoretischen Überlegungen freien Hinweis darauf, daß dieselben Motive auch in Originalgemälden für die "Gebildeten" auftauchen. Bildungsnotstand sei nicht klassenspezifisch, und ein Vermögen, ästhetisch zu empfinden, sei in allen Klassen vorhanden. Das sind Kunstwart-Phrasen, die von Kultursoziologie und Erkenntnissen aus der Analyse des konkreten Kulturprozesses frei sind. S. meint, in den Museen der BRD sei an didaktischer Arbeit viel geleistet worden, die

Kritiker seien blind durch die Museen gegangen, und man müsse den eingeschlagenen Weg weitergehen - das sei aber nicht der des Frankfurter Museums. Dafür dankte ihm spontaner Applaus der sich rundum bestätigt fühlenden Mehrheit des Auditoriums.

Sei es, daß dieser Applaus den Referenten beflügelte, sei es, daß sein Vortrag schon von vornherein auf solche Steigerung angelegt war, die folgenden Auslassungen über das Frankfurter Museum waren kaum zu überbieten. Zuerst kritisierte er, mit "Zwar-aber"-Rhetorik scheinbare Zugeständnisse machend, die Konzeption: Er relativierte den historischen Charakter von Kunstwerken und hob ihn ins Überzeitliche (als ob es bei einem kulturgeschichtlichen Museum nur um ästhetischen Wert ginge), dann wurde einer Kunstproduktion als "geplanter" ideologischer Produktion (als ob jemand so vereinfachte) die "Wirklichkeit des Glaubens" gegenübergestellt. Die Polemik gipfelte in dem Vorwurf der "Nähe zur faschistischen Kulturpolitik". Nachher, in den mühsam gegen die Versammlungsleitung vorgetragenen Versuchen zur Diskussion, fühlte sich Schönberger mißverstanden und tat, als könne er nicht zwischen faschistischer Menschenfeindlichkeit und wissenschaftlich-didaktischem Bemühen unterscheiden. Die als Heilmittel vorgeschlagene Leerformel eines "hippokratischen Eides den Originalen gegenüber" bewegt sich erkenntnistheoretisch auf der gleichen (idealistischen) irrationalen Ebene wie das ebenfalls zitierte "Erleben durch Schau". Nicht einmal mehr Kunsthistoriker werden sich auf so etwas einlassen, für Kulturgeschichte wäre seine Vorstellung widersinnig, weil ohne Zusatzinformation das Objekt in den meisten Fällen wesentliche seiner Realitätsbezüge nicht erkennen läßt. Im Schlußsatz gab es noch einmal Selbstbestätigungszucker für die Mehrheit der Anwesenden: Die Institution Museum habe schon viel geleistet und brauche sich daher nicht verunsichern zu lassen. Damit wurde die eingangs in biederemännlicher Geste festgestellte "Verunsicherung auch derer, die nicht für die Revolution sind", aufgehoben (in ähnlicher Weise hat auch Schäfer aus Frankfurt das Krisenbewußtsein entschärft: Nicht die Museologen haben versagt, sondern die Umwelt hat sich verändert. Daß das Versagen gerade auch in dem Nicht-Reagieren auf diese Veränderungen liegt, ist das so schwer zu begreifen?).

Auf Schönbergers Referat folgten langer brausender Beifall und einige Buh-Rufe (letzteres sei erstmalig in diesem Kreis gewesen).

Dieser trotz entsprechenden Verlangens nicht sofort diskutierte Vortrag war auch durch den als dezidierten Kämpfer gegen das Frankfurter Museum bekannten Günther Vogt vom Frankfurter Kulturjournal nicht zu überbieten. Formeln wie: 'Die Darstellung von Herrschaft in der Geschichte sei eine extreme, exzessive Interpretation' entlarven sich eigentlich selbst. Wegen der vielen Schrifttafeln, und weil beim Publikum nichts vorausgesetzt werde, könne der "Funke der persönlichen Beziehung", die "Faszination" nicht stattfinden. Idealistische Formeln, für bildungsbürgerliche Kunstrezeption geschaffen, werden (doppelt falsch) in die Gegenwart übernommen und auf kulturgeschichtliche Museen angewandt. Der bürgerliche Umgang mit dem fetischisierten Original schimmert überall durch, auch wenn "Didaktomanie" vorgeworfen und gefragt wird, ob etwas in ein Museum gehöre, wenn man es nicht anders als mit soviel Text zeigen kann.

Die Darstellung von Herrschaft vor dem Hintergrund der objektiven materiellen gesellschaftlichen Beziehungen (und gibt es ähnlich relevante Bereiche kulturgeschichtlicher Museumsarbeit ?) wird als Ideologisierung bezeichnet. Aber sehen diese Kritiker denn nicht, daß Harmonisierung und die Darstellung traditioneller Wertwelten erst jenes falsche Bewußtsein erzeugen, das mit "Ideologie" meist angesprochen wird. Solcher Umgang mit Kunst als Mittel zur gesellschaftlichen Integration, zur Verschleierung von Klassengegensätzen hat seit den Zeiten Lichtwarks, des "Kunstwart" und der Museumsführungen der "Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen" (1) eine lange Tradition im deutschen Museumswesen. Soll der Gebrauchswert des Museums sich auf Integration, Verschleierung und kompensatorisches Spiel beschränken ?

Wenn Frankfurts Kulturdezernent Hilmar Hoffmann nicht in seinen Begrüßungsworten (also einem nicht vom Museumsbund planbaren Programmbestandteil) etwas über die kulturpolitische Programmatik der Frankfurter Museumslandschaft gesagt hätte, hätte es außer den naturgemäß einen anderen Stellenwert besitzenden einführenden Bemerkungen zu den Museumsbesichtigungen keine Informationen dazu gegeben. Die bürgerliche Gesellschaft

hat es nicht gern, wenn man ihr die Maske herunterreißt und ihre historischen Wurzeln enthüllt - aber immerhin drückt doch der sicher nicht revolutionäre Bertelsmann-Verlag Engelmann sogar Hiepe's Bücher. Sollten sich die Sympathisanten von "Adel und Banken" in der Frankfurter CDU nicht auch zur Tolerierung des Frankfurter Museums hinreißen können ? Ist nicht bei Wissenschaftlern, die sich nicht zu dieser Gruppe hingezogen fühlen, selbst wenn sie traditionelle Wertvorstellungen nicht einfach über Bord werfen wollen, die Einsicht, daß Bereiche wie Herrschaft und alltägliches Leben der Masse der Bevölkerung bisher in Kulturgeschichte und Kunst unverantwortlich vernachlässigt wurden, so verbreitet, daß sie wenigstens Toleranz solchen Versuchen wie den Frankfurter Museen entgegenbringen könnten (statt sich von politischen Scharfmachern verführen zu lassen) ?

Zwei solcher Vorträge können nicht als Zufall bezeichnet werden, und die Kritik an der Themen- und Referentenplanung ist mehr als berechtigt. In die allgemeine Verdammung der Frankfurter Museen münden auch andere ein, von denen man es eigentlich nicht erwartet hätte. Dietrich Sauberzweig vom Deutschen Städte-tag interpretierte zwar die Kommentierung des Kunstwerks im Museum als "sozialkulturellen Auftrag" und meinte, das Kunstwerk in seiner Zeit zu verdeutlichen sei wichtiger als sein ästhetischer Eigenwert. Damit ihm dies nicht als Billigung des Konzepts der neuen Frankfurter Museen interpretiert wird, gibt es jedoch gleich einen Seitenhieb auf jene: Einseitige Präsentation habe nur dann einen Wert, wenn auch alternative Interpretationen deutlich gemacht werden (etwa so: $2 \times 2 = 4$. Aber man kann auch sagen, $2 \times 2 = 5$? Religiöse Symbolik hat etwas mit Herrschaft und Gesellschaft zu tun; aber kann man auch sagen, sie sei Inspiration des Heiligen Geistes ?).

Die Kritik an den Frankfurter Museen ist, aus der Nähe betrachtet, keineswegs unisono, sondern heterogen und widerspricht sich zum Teil: Während Eingehen auf Sauberzweigs Kritik eine Vervielfachung des Textes bedeutete, ist es ja gerade der interpretierende Text, der sonst angegriffen wird. Der Gesamteindruck aber entspricht dem einer konzertierten Aktion, in der die unterschiedlichsten Stimmen (auch ohne daß man im Sinne einer Verschwörer-

theorie einen Dirigenten braucht) ihre Funktion haben.

Einen besonderen Paukenschlag setzte in diesem Konzert das kurz vor dem Kongreß eröffnete neue Kölner Römisch-Germanische Museum. Sauberzweig zitiert es indirekt als Gegen-Vorbild zum Frankfurter Museum: Es mache Spaß und ziehe die Leute an. Ähnliche Töne lassen sich auch in der gleichzeitigen Presse finden. Das "Museumswunder von Köln" (2) mit seinen 250.000 Besuchern in zwei Monaten wird von Petra Kipphoff polemisch gegen die beiden neuen Frankfurter Museen abgesetzt: Jene seien eine Schule des Lesens, während Museen eine solche des Sehens sein sollten (3). Der Erfolg wird auch auf der Tagung mehrfach zitiert und emphatisch als das Ende der Krise gefeiert.

Werden die Kritiker des traditionellen Museums sich von dieser zunächst auch für sie unerwarteten Entwicklung, von den plötzlich wieder selbstbewußten traditionellen Museumsarbeitern, die sich in dem Erfolg sonnen, in die Ecke drängen lassen? Dazu besteht kein Anlaß. "Solide Firma poliert ihr Image auf", sagte Dietrich Sauberzweig zur bisherigen Museumsreform-Arbeit, und viele Museumsleute waren ihm darob böse. Zwar genügt es nicht, den Kölner Erfolg zu bagatellisieren, etwa mit dem Hinweis auf die (zweifellos bestehenden) lokalen Besonderheiten (4), und trotz der kulturgeschichtlichen Thematisierung (die der bloßen Ästhetisierung sicherlich vorzuziehen ist) läßt sich Köln nicht als progressives Museum im Sinne der Frankfurter Konzeption vereinnahmen. Was aber liegt vor? Ein Museum mit lokal besonders interessanten Beständen hat diese publikumswirksam ausgestellt und sich moderner Werbemethoden bedient, und das Publikum hat entsprechend reagiert und kommt. Die Massenwirksamkeit ihres Genres war auch für Medienwissenschaftler nie ein Grund zum Verzweifeln. Objektive Bedingungen, Sozialisation, gesellschaftliche Bedürfnisstruktur produzieren einen spezifischen Kommunikationsprozeß. Wenn man auf dessen Randbedingungen eingeht, besteht die Chance des Erfolges, und die Massenwirksamkeit von Fernsehen und Trivialliteratur hängen damit zusammen, daß die gesellschaftsspezifischen Gebrauchswertansprüche aufgegriffen und den ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Interessen der Kommunikatoren entsprechend systematisch weiterentwickelt werden. Der gesellschaftsspezifisch ge-

prägte Kommunikationsprozeß sagt aber noch nichts über die objektiven Möglichkeiten des Mediums aus: Diese können wesentlich weiter reichen als die Realisierung, und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen können die Realisierung dieser latenten Möglichkeiten verhindern. Auf das Museum angewandt: Das Museum kann als Spiel- und Vergnügungsstätte oder als kompensatorische (d.h. für die spezifischen Wunden, die der Arbeits- und Lebensprozeß unter den gegenwärtigen Bedingungen schlägt, Trost- und Ablenkungsmittel zur Verfügung stellende) Freizeitinstitution verstanden werden. Es kann sich aber auch als Instrument gesellschaftlicher Erkenntnis-, Diskussions- und Entwicklungsprozesse verstehen und beim Publikum entsprechende Gebrauchswertansprüche entwickeln und befriedigen helfen (samt allen möglichen Mischformen). Mit allen drei Möglichkeiten lassen sich langfristig Besucher gewinnen. Der Fetisch Besucherzahlen, so wichtig er für die öffentliche Legitimation ist, ist kein Popanz, mit dem man Kritik in die Flucht schlägt. Es kommt nicht bloß darauf an, den Museen mit allen Mitteln neue Besucher zuzuführen: Kultur, Kunst, Museen sind kein Selbstzweck. Es kommt vielmehr darauf an, durch die angemessene Präsentation entsprechender Inhalte die Museen zu Institutionen des gesellschaftlichen Prozesses zu machen, die ein Optimum an verschiedenen Gebrauchswertansprüchen der gesellschaftlichen Individuen befriedigen können.

Findet das bisher noch einigermaßen funktionierende schlechte Gewissen der traditionellen Museumsarbeit in steigenden Besucherzahlen zunehmend Trostgründe, braucht nicht zu verwundern, daß in der Museumsgilde noch nicht einmal die Reformvorstellungen des Deutschen Städtetages eindringen können. Das wird deutlich an den Kulturbegriffen. DiETRICH SAUBERZWEIG stellt innerhalb der Grenzen der Kulturkonzeption des Deutschen Städtetages das traditionelle Selbstverständnis von Kultur infrage. Die Integration von Kultur und Bildung, Kultur als Element der Stadtentwicklung (und nicht losgelöster Welt des Schönen Scheins) und die Aufhebung sozialer Schranken der Kulturrezeption sind Hauptaspekte, die ihre Auswirkungen auch auf die Museen haben müßten. Es bleibt auch in dieser Kulturkonzeption die idealistische Überschätzung der gesellschaftlichen Relevanz von "Spielräumen", von fetischisierter Kreativität

tät und der Bewegung des Geistes, trotz vieler gegenteiliger Äußerungen eine weitgehende Reduzierung von "Kultur" auf Künste (5). Und Sauberzweigs Überlegungen zur Öffentlichkeitsarbeit der Museen leiden unter der Selbstverständlichkeit, mit der solche "Kultur" als überzeitlicher, klassenunspezifischer Wert vorausgesetzt wird. Auch wenn die Trennung von Kunst und Wirklichkeit 1968 von Marcuse wiederhergestellt wurde, wie Sauberzweig ganz richtig feststellt, bedeutet das nicht, daß man dabei stehenbleiben soll. Mit der Setzung von Kunst und Kultur als Wert um ihrer selbst willen (nach dem Motto: Kunst an sich ist wertvoll, und wer das nicht begreift, der hat sich gefälligst darum zu bemühen, und wenn man es ihm lange genug vorschwätzt, findet er schließlich auch etwas daran) geht einher die völlige Vernachlässigung des (von der Ökonomie des gesellschaftlichen Kulturprozesses begründeten) objektiven Klassencharakters, künstlerischer Produktion und Rezeption und der in diesem Rahmen sich entfaltenden Dialektik von Produktion und Konsumtion. Konsequenz solcher Überlegungen wäre die Einsicht, daß es nicht genügt, moderne Kunst in einer Funktion der "heilsamen Verunsicherung" zu sehen (Sauberzweig), sondern zu erkennen, daß mit einem angestrebten neuen Publikum sich auch die Kunst ändern muß. Von solchen Überlegungen waren auch die weiteren Diskussionen frei. Am letzten, der modernen Kunst gewidmeten Tag nahm der Berichterstatter nicht mehr teil. Wenn Evelyn Weiß (dem Bericht der Frankfurter Rundschau von Christa Spatz zufolge (6)) die Pop-Art als "Kunst für jedermann" apostrophiert und sich Gedanken macht über die Rolle des Museum als "Vermittler" solcher Kunst und dazu in der Zusammenarbeit mit Galerien, privaten Mäzenen und Sammlungen eine zentrale Aufgabe sieht, und Gerhard Bott sich ebenfalls Gedanken darüber macht, wie man es vermeidet, den Privatgalerien Konkurrenz zu machen (oder indirekt ihr Geschäft zu fördern), dann, scheint es, hat er nicht viel versäumt.

Sowohl in dem Referat des Hausherrn, Wilhelm Schäfer vom Senckenberg-Museum, als auch bei Stephan Waetzoldt ("Der Staat und sein Kulturgut") spielen traditionelle idealistische Kultur- und Bildungsvorstellungen (denen, ob man will oder nicht, in der Regel auch entsprechende Elite-Vorstellungen beigeordnet sind) eine Rolle.

Ersterer spricht von "echtem Bildungsgut" als "letztem Extrakt menschlicher Erfahrung über Natur und Gesellschaft", der sich angeblich erst in der künstlerischen Gestaltung offenbart: Phrasen, die sich nur vor dem Hintergrund entsprechender historischer bürgerlicher Kulturtheorien begreifen lassen. Waetzoldt verwendet eine in der Alfred-Weber-Nachfolge stehende extrem idealistische Kulturdefinition von Spranger, die Kultur als Ausprägung menschlicher Sinngebung auf Natur, menschliche Werke und geistige Werte versteht, und betrachtet einen gleichsam gesellschafts- und kulturfreien autonomen Staat als Diener der Kultur. Er ist daher in seinem historischen Rückblick nicht in der Lage, die entscheidend wichtige gesellschaftliche Funktion staatlicher Kulturpolitik im Klassenstaat zu begreifen oder auch nur andeutungsweise darzustellen. Seine Vorschläge bezüglich eines "Kulturrates" usw. mögen daher den Planungsbedürfnissen des sozialistischen Kapitalismus angemessen sein, sagen aber nichts darüber aus, in wessen gesellschaftlichem Interesse denn nun geplant werden soll (und stellen wegen der Konstruktion der Autonomie der Kultur diese Frage überhaupt nicht).

Statt acht Minuten über Sauberzweigs Referat zu diskutieren, begab sich der Kongreß zur Überreichung des Mondgesteins, einem bezüglich des Publikumseffekts doch etwas fehlgeschlagenen Versuch, über die Partizipation an den kostspieligen Spielereien einer imperialistischen Großmacht emotionale Identifikation mit dieser zu erreichen.

Mit die interessantesten Vorträge der Tagung waren, weil sie wenigstens stofflich einiges brachten, die der ersten Arbeitssitzung unter dem Thema "Museen und Umwelt". Wolfgang Klausewitz gab mit dem Naturmuseum Senckenberg und seiner Ausstellung "Umwelt 2000" als Erfahrungshintergrund u.a. sinnvolle Vorschläge zu praktischer Kooperation von Museen bei Ausstellungen zur Umweltproblematik. Sein Vorschlag, in den Kunstmuseen wenigstens durch zeitgenössische Künstler dieses Thema aufgreifen zu lassen, spiegelt die Misere der traditionellen Kunstgeschichte, die künstlerische Produktion nicht als integrierten Teil gesellschaftlicher Lebenstätigkeit begreift. Sie kann demzufolge das Verhalten des Menschen zu seiner Umwelt nicht als formationsspezifisches erkennen, dessen Widerspiegelung auch in der Kunst herauszuarbeiten

wäre, und zwar viel umfassender, als die dilettantischen Beschäftigungen mancher Künstler mit einer weder emotional noch intellektuell von ihnen erfaßten, geschweige denn bewältigten Problematik.

Des Frankfurter Kunsthistorikers Herbert Beck Vortrag über "Denkmäler in der Landschaft" (der keinesfalls ein Gegengewicht zu der zitierten Anti-Frankfurt-Programmgestaltung darstellen konnte) bot mit seiner Analyse der Rolle der ästhetischen Gestaltung bei der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur und der Interpretation der historischen Gestalt der Landschaft als Produkt menschlicher Tätigkeit, sowie den Erörterungen darüber, wie Kunst und Landschaft zur Ware werden, interessante Anregungen, die ausführlicher diskutiert werden müßten.

Günther Borchers' Vortrag über rheinische Denkmalspflege war für den Vortragzweck leider zu materialreich (man wünscht ihn sich gedruckt als Materialsammlung für den Kampf der Denkmalspflege mit herrschenden interessensspezifischen Planungsbedürfnissen). Ähnlich interessant war der Vortrag von Hans-Günther Conrad (Bochum) über Industriearchäologie: Sicherlich sind für eine Beschäftigung mit der Geschichte der Industrie (für die Conrad sich Industriefinanzhilfe erwartet) verschiedene, auch von der Conrads abweichende Konzeptionen möglich, aber stofflich handelt es sich um wichtige Aspekte der Geschichte der gesellschaftlichen Produktivkräfte, und dadurch wird's interessant.

Der Deutsche Museumsbund ist ein eingetragener Verein (bei dem mit 10 DM Jahresbeitrag leicht Mitglied zu werden ist !), und auf der Mitgliederversammlung erfährt man, daß in diesem Verein eine Arbeitsgemeinschaft Schule und Museum existiert, sowie eine AG Museumsdokumentation, die sich mit EDV-gerechter Katalogisierung beschäftigen soll. Von beiden Arbeitsgemeinschaften sagt man, daß sie geschlafen hätten. Eingegangen ist die Zeitschrift "Museumskunde". Manche Mitglieder möchten gerne wieder eine solche Zeitschrift haben, um ein Gegengewicht gegen die "Neue Museumskunde" der DDR zu schaffen. Vielleicht sich entsprechender Erfahrungen aus kalten Kriegszeiten erinnernd, meinten daher manche, für einen solchen wichtigen politischen Zweck müßten doch Bundesmittel zu bekommen sein. Eine "Kommission" soll jetzt Vorschläge für ein neues Gesicht der Zeitschrift ausarbeiten. Schließlich erfährt

man (und auch hier ertönt wieder der Ruf nach dem Staat als Geldgeber) , daß es einen nicht realisierten Satzungsauftrag für die Gründung einer Arbeitsstelle für das Museumswesen gibt, und daß man mit Bundeshilfe 1975 eine solche einzurichten hofft, und daß der Verein sich auch zaghaft mit Fragen der Ausbildung des Museumsnachwuchses beschäftigt.

Auffällig ist, daß außer derjenigen des Vorstandes in diesem Verein keine Politik betrieben wird. Opponenten zur Vorstandspolitik artikulieren sich nur als Einzelgänger, und daher haben auch vernünftige Alternativen konsequenterweise keine echte Chance (und dabei ist die Mitgliedschaft so einfach zu erwerben).

Anmerkungen :

- 1) Vgl. Die Museen als Volksbildungsstätten
Hrsg. v. d. Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrtseinrichtungen
Berlin 1904
- 2) E. Kleßmann, W. Bauer: Das Museumswunder von Köln
Zeit-Magazin Nr. 19 v. 3.5.1974, S. 29 - 35
- 3) Petra Kipphoff: Zeit v. 22.3.1974
- 4) Vgl. Gottfried Sello: Vergangenheit als Gegenwart
Zeit Nr. 13 v. 22.3.1974
- 5) Einige Überlegungen zur Theorie kommunaler Kulturarbeit
mit kulturtheoretischer Fundierung vgl.
Wulf D. Hund/Dieter Kramer: Für eine materialistische Theorie
der Kultur
Sozialistische Politik 29 (Juni 1974), S. 3 - 24
- 6) Frankfurter Rundschau v. 19.3.1974, S. 8